

Ein dickes Auto? Nicht für mich

Eine neue Generation startet ins Arbeitsleben, die offenbar anders tickt: weniger Stress, weniger Geld – mehr Leben.

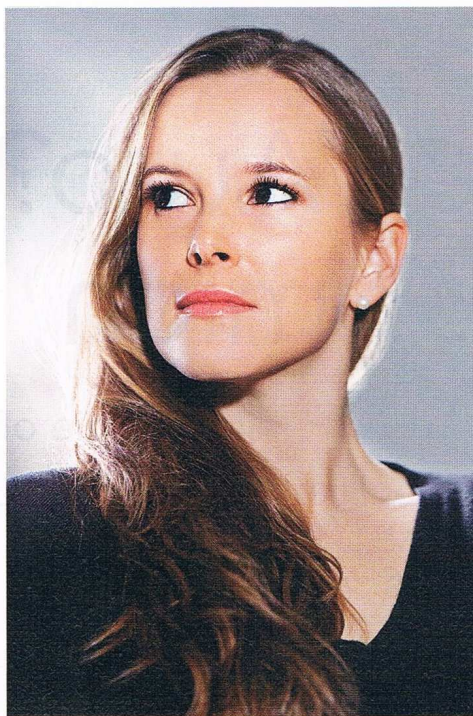


FOTOS: MARKUS HINTZEN / SPIEGEL WISSEN

„MILLENNIALS“, Jahrtausender, oder „Generation Y“ nennen Soziologen die heute 20- bis 30-Jährigen, die an den Unis und auf dem Arbeitsmarkt Fuß fassen. Sie gelten als bestens ausgebildet und international vernetzt. Und sie sind „Digital Natives“, von klein auf geübt im Umgang mit Internet, Smartphone & Co. Im Unterschied zu ihren Vorgängern, den leistungsorientierten Babyboomern und der skeptischen „Generation X“ aus der Zeit des Umbruchs nach 1989, gilt die Y-Kohorte als optimistisch, selbstbewusst und sehr familienorientiert. Eine Karriere um jeden Preis ist für sie offenbar nicht mehr attraktiv.

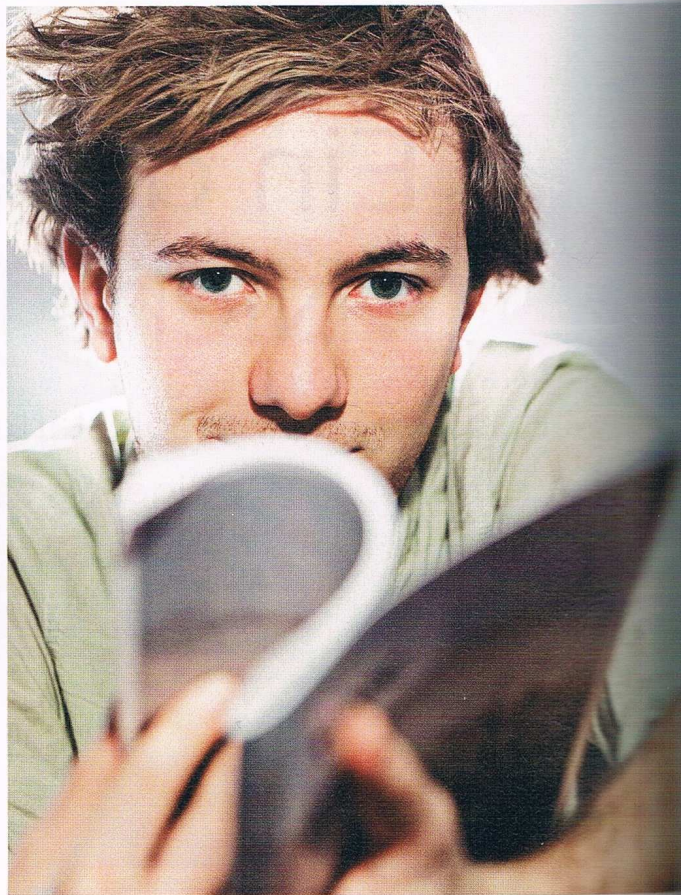
In Umfragen zeigt sich ein Wertewandel, der vor allem die Gewichte zwischen Arbeit und Leben verschiebt. Das Privatleben habe für deutsche Hochschulabsolventen höchste Priorität, fand die Unternehmensberatung Kienbaum in ihrer Absolventenstudie 2012. Danach gaben mehr als 70 Prozent der befragten Studenten an, Familie und Freunde gehörten zu den wichtigsten Werten und Zielen in ihrem Leben. Materielles ist durchaus noch wichtig, aber nachrangig. So legten die Befragten Wert auf eine angemessene Vergütung, entschieden sich für einen Arbeitgeber indes vor allem nach den persönlichen Entwicklungsmöglichkeiten, der Work-Life-Balance und der Arbeitsatmosphäre. Während Wirtschaftsmedien sie schon als ichbezogene „Kuschel-Kohorte“ verspotten, trauen andere der Generation zu, die Arbeitswelt zu revolutionieren. Übrigens: Workaholics finden sich auch bei den unter 30-Jährigen noch.

Was treibt die Jungakademiker und Berufseinsteiger also an? Wie denken sie, wie wollen sie leben? SPIEGEL WISSEN hat vier Repräsentanten der Generation befragt.



MIRA MAIER, 27, Gründerin und Geschäftsführerin von *mystipendium.de*, einer Suchmaschine für Stipendien:

Als ich an der European Business School in Oestrich-Winkel internationale Betriebswirtschaftslehre studierte, haben viele meiner Kommilitonen davon geträumt, Investmentbanker zu werden. Die Idee war, zehn Jahre lang wie irre zu arbeiten und damit schnell wahnsinnig reich zu werden. Dann kam die Finanzkrise, der Traum ist geplatzt. Heute suchen dieselben Leute plötzlich nach einem Ausgleich neben der Arbeit, reden davon, dass es außer Geld noch andere Werte geben sollte. Ich glaube, diese Entwicklung ist typisch für meine Generation. Wir erleben einfach ständig, dass Karrieren, die ausschließlich durch Geld oder Machtstreben motiviert sind, schnell unbefriedigend werden können. Zum Beispiel wenn die Boni eben doch nicht so hoch ausfallen, wie man es sich vorgestellt hat. Besser also, man baut gleich auf Werte, die etwas beständiger sind. Mir persönlich war Geld zwar nie so wichtig, ich wollte aber möglichst schnell sehr viel Verantwortung übernehmen, ein großes Budget verwalten, viele Mitarbeiter haben. Nach dem Studium habe ich deshalb erst mal als Unternehmensberaterin gearbeitet, ein spannender, aber auch sehr zeitintensiver Job mit Arbeitszeiten bis nach Mitternacht. Danach, so der Plan, wollte ich in der Hierarchie eines Großkonzerns aufsteigen. Doch schon als Unternehmensberaterin habe ich gemerkt: Eigentlich ist mir der Chefsessel gar nicht so wichtig. Was ich wirklich will, sind Sinn, Selbstbestimmung und eine Arbeit, bei der ich auch mal Muße habe für Sport oder Freunde. Um Abstand von der Geschäftswelt zu gewinnen, habe ich begonnen, in Makroökonomik zu promovieren. Als ich nach Finanzierungsmöglichkeiten für meine Doktorarbeit recherchierte, kam mir die Idee für eine Suchmaschine, die Studierenden bei der Suche nach Stipendien hilft. Ein Jahr später ging *mystipendium.de* an den Start. Als Geschäftsführerin der gemeinnützigen Initiative arbeite ich heute zwar auch oft zehn Stunden pro Tag. Diese Zeit kann ich mir aber selbst einteilen. Und mein Job macht mir unglaublich viel Spaß, weil ich das Gefühl habe, etwas zu bewegen.



FABIAN STARK, 22, Ethnologiestudent und Mitgründer des Jugendmagazins „Tonic“:

Nehmen wir an, ein Freund von mir kommt mit einem fetten Auto bei mir vorbei und erwartet, dass ich ihn dafür bewundere. Ich müsste lachen. Solche Statussymbole sind für mich und meine Freunde unbedeutend. Womit du dagegen Eindruck schinden kannst, ist ein Beruf, mit dem du dich selbst verwirklichst oder der Gemeinschaft nützt. Eigentlich kein Wunder, dass viele in meinem Freundeskreis Schauspieler, Journalisten oder NGO-Mitarbeiter werden wollen. Natürlich ist uns nicht immer ganz klar, worin diese Selbstverwirklichung eigentlich besteht. Und manchmal ist das Streben danach fast schon stressig. Es gibt so viele Vorstellungen und Bilder, die einen beeinflussen. Doch zumindest machen wir uns diesen Stress selbst und nicht ein Chef, der uns vorschreibt, wann genau wir im Büro erscheinen müssen. Dass man mit solchen Berufswünschen wahrscheinlich keine feste Anstellung bekommt, stört mich nicht. Eher im Gegenteil. Ich will unabhängig sein, um zum Beispiel auch mal spontan verreisen zu können. Natürlich muss ich Geld verdienen. Ich muss aber keine Reichtümer anhäufen, um glücklich zu sein. So ist es auch bei dem Jugendmagazin, das ich seit zwei Jahren mit einer Gruppe von Freunden und Bekannten neben dem Studium produziere. Klar hätten wir „Tonic“ auch als kommerzielles Heft konzipieren können. Wir haben uns aber bewusst dagegen entschieden, weil wir unabhängig von Anzeigenkunden die Geschichten veröffentlichen wollen, die wir als relevant empfinden. Deshalb arbeiten wir alle ehrenamtlich, den Druck bezahlt das EU-Programm „Jugend für Europa“. Ginge es bei „Tonic“ ums Geldverdienen, wäre es ein anderes Heft.